

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 271.

Samstag, 20. November.

1915.

(19. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edele Ruff.

„Du zwingst mich, daran zu mahnen, lieber Onkel, daß du mit anderen, sehr viel entfernteren Gliedern deiner Familie sehr viel ritterlicher verfährtst — uns etwas gar zu ritterlich! Oder hast du Verpflichtungen, einen leichtsinnigen Leutnant der Armee um jeden Preis zu erhalten? Wir sind alle drei genau unterrichtet und sind all drei in dieser Beziehung ganz einer Meinung, wenn wir auch feinsinnig genug waren, nicht daran zu rühren. Heute hast du mich dazu getrieben, dir gerade, sehr gerade in die Augen zu sehen — — verzeihe, aber in unserer Stellung zueinander ist Notwehr unumgänglich; du durftest nicht gar zu schwierig werden deinen Allernächsten gegenüber, wenn du . . .“

„Kein Wort weiter! Ich sehe, worauf es hinausläuft! Morgen kannst du deine Forderung einziehen und den Grundstein zum Ruin des Hauses Sehren legen. Weiter aber, darüber werden wir uns urkundlich einigen, gibt es keinen gebogenen Keller bei meinen Lebzeiten, Herr Schwiegersohn.“

„Damit bin ich gern einverstanden, Onkel. Sei versichert, ich habe nicht die Absicht, von dir Ungebührliches zu erpressen, aber Recht muß Recht bleiben, und das Recht war längst auf Dinas Seite — oder gibst du das nicht zu?“

„Ich wüßte nicht, daß ich Dina geschädigt habe.“

„Gewiß nicht! Aber Dina ist doch nun nicht mehr allein deine Tochter, und als Frau ihres Mannes ändern sich auch ihre Pflichten und Ansprüche gegen dich etwas! Daß die Väter das immer nicht begreifen wollen . . .!“

„Höre auf zu reden — du hast dich schon bei mir um Kopf und Kragen geredet!“

„Du bist jetzt im ersten Bohn, du nimmst es für Mand! Morgen wirst du anders denken und mir recht geben, daß ich die Chancen einfach nütze. Um Dinas willen wirst du schon anders denken und dich an die natürlichen Folgen ihrer Heirat gewöhnen.“

„Dazu hatte ich schon Gelegenheit! Aber na — eben um Dinas willen soll's ohne Geschrei abgehen; ich gestehe auch euer Recht zu, und damit tue den großen Schritt auf — oder abwärts!“

Die Herren trennten sich dann in scheinbar bestem Einvernehmen, nachdem Herbert es noch über sich gewonnen, sich zu entschuldigen, daß er sich zu der Aufregung über Erloffs Grimm habe hinreißen lassen. Es sei nicht beabsichtigt gewesen, und er hätte noch Dina versprechen müssen, diese Kenntnis der Verhältnisse streng für sich zu behalten, aber Vater müsse doch auch zugeben, daß er ihn mit seiner Anspielung auf Petri etwas über Gebühr gereizt habe.

Als Herbert die Tür hinter sich geschlossen hatte, ließ sich Vater schwer in das kirchrote breite Leder Sofa niederfallen, und fuhr sich mit beiden Händen gegen die hämmern den Schläfen.

Also man sah ihm doch schon auf die Finger!

Wie hatte er sich aber auch einbilden können, daß das nicht durchsichern würde? Der Klatsch ging doch

von Regiment zu Regiment, gerade wie hier von Haus zu Haus!

Ja, ja — was diese zwei Jahre verschlungen hatten, so ununterbrochen bar verschlungen, ohne daß ein Pfennig je davon zurückkam!

Und nun diese Hunderttausend wieder dem Geschäft entziehen, als ob's nur so ein überflüssiger blauer Dappen wäre! Vielleicht käme nun auch bald Otto, sein Mutterteil fordern — berechtigt war er gerade so gut dazu, er könnte es ihm nicht vorenthalten, um nicht böses Blut zu machen. Ja, weiß Gott, es war keine Bagatelle! Es riß sein Haus nicht nieder, aber trotzdem — es war keine Bagatelle! Wer weiß — es rüdten vielleicht noch Sorgen in sein Alter, das so klar und festgefügt vor ihm gelegen hatte.

Seine Heirat hatte einen großen Wandel geschaffen — er konnte es sich nicht verhehlen. So hatte er es sich doch nicht gedacht! Eines riß immer das andere mit, und dieser Ultimo hatte ihm doch zu denken gegeben! Zudem, die Konkurrenz mehrte sich, das Geschäft war auch nicht mehr das, was es noch vor zehn Jahren gewesen war! Statt langsam einzuschlummern, würde er noch einmal mit erneuter Kraft und allem Aufgebot an die Arbeit gehen müssen.

Zu Tisch fand der Kommerzienrat seinen Sohn Otto vor, der ja nun in den nächsten Tagen Fünfsügelchen wieder den Rücken kehren würde.

Lucys Stimmung war inzwischen umgeschlagen; sie war ganz Sonne und Heiterkeit und eifrig bemüht, ihre beiden „Kostgänger“ viel lachen zu machen.

Sie lachten auch beide, sie lachten viel und laut, und keiner bemerkte wie der andere sich dabei abquälte.

Otto sah außerdem noch mit flammend rotem Kopf da und machte sich innerlich mit seiner Frau Mutter zu schaffen. Er hatte wieder mit ihr ein paar Mal um den Ball laufen müssen, und dann hatte sie ihn die halbe Stunde zu Hause, ehe der Vater zu Tisch kam, unter heißen Tränen beschworen, in Fünfsügelchen zu bleiben und hier weiter zu studieren, damit sie doch eine Seele habe, die ihr wohl wolle, mit der sie sich im Vertrauen aussprechen könne.

„Du ahnst es ja nicht, wie einsam, wie grauenvoll einsam ich hier bin. Niemand ahnt es.“

Er hatte sie tröstend in die Arme genommen, ihr die Wangen gestreichelt und sie immer wieder geküßt, um sie nur zu beruhigen. Er wußte gar nicht, was er ihr sagen sollte, sie schien so ganz fassungslos.

Mit dem Sterbleiben war es auf alle Fälle nichts. — Mit seinem Studium war er längst fertig, und seit er zu Hause war, wartete er auf die Stunde, die ihm endlich den Mut geben sollte, sich seinem Vater zu entdecken. Jetzt kam der Abschied — es mußte nun sein.

Der Kommerzienrat zog sich zurück, um in der „blauen Grotte“, dem die untere Zimmerflucht abschließenden kleinen Salon, sein übliches Viertelstündchen abzumachen, und Otto ging in sein altes Zimmer

Sinauf, um weiteres Alleinsein mit Buch zu vermeiden und jenes Viertelstündchen zu respektieren.

Dann aber stieg er leise wieder die Stiege hinauf, schlich sich durch die Vorzimmer zur „blauen Grotte“ hin und horchte vor der Tür.

Das Viertelstündchen war erledigt, der Kommerzienrat ging umher.

Zweimal hatte Otto ganz leise geklopft und zweimal die Hand wieder vom Drücker gezogen. Was er vorhatte, schien ihm jetzt ganz unausführbar — er wollte zurück, wenn ihn Gabriele von Barten auch einen „Feigling“ nach dem anderen schalt.

Da klinkte der Kommerzienrat die Tür von innen auf.

„Ist da jemand? Du, Otto? Warst du hier an der Tür? Mir war doch so, als ob . . .“

„Ja, Papa, ich wußte nicht, ob du schon munter bist, ich wollte . . .“

„Was denn?“

„Wir wollen lieber in die „Grotte“ gehen, hier hört uns vielleicht jemand vom Flur aus.“

Als beide sich gegenüberstanden, fragte der Kommerzienrat: „Du kommst dir wohl dein Reisegeld holen — es ist schon angewiesen, du kannst es am Nachmittag auf dem Kontor erheben.“

„Danke sehr, Papa, aber deshalb kam ich nicht.“

„Weshalb denn etwa?“

Sauters Stirn umwölkte sich schwer. Kam der jetzt wirklich auch, um sein Mutterteil zu heischen?!

„Das kann ich dir nicht so mit zwei Worten sagen, Papa, versprich mir, mich ruhig aussprechen zu lassen?“

„Du weißt, daß Herbert heute bei mir war, um Dinars Mutterteil von mir zu verlangen?“

„Ja, Papa!“

Otto schlug die Augen nieder.

„Und jetzt kommst du, um dein Mutter . . .“

„Nein, Papa, nein!“

„Nein?!“

Etwas wie Erleichterung leuchtete aus dem Kommerzienrat. Dann setzte er sich in das kleine, blaue Ecksofa und sagte ruhig: „Also rede.“

„Es fällt mir sehr schwer, es dir zu sagen, Papa, weil es dich zuerst hart treffen wird. Aber aus dieser Furcht, dir was zu tun, kann ich mich doch nicht in ein Leben hineinschließen, das ich schließlich als Last von mir werfen müßte.“

Der Kommerzienrat lachte.

„Das klingt ja ganz nach Herbert Schrenk! Also was ist das für ein Kram, den der dir angelogen hat?“

„Nimm es nicht so leicht, Papa., Herbert hat da nicht den geringsten Einfluß auf mich gehabt. Kurz und gut: mir behagt die Juristerei nicht!“

„So, so! Dann studiere Medizin!“

„Muß es denn durchaus studiert sein?“

„Dann werde Kollkutscher oder Bahlkellner oder Beutnant — ich riet dir ja immer dazu!“

„Es gibt auch noch andere Berufe. Ich bitte dich, einzuwilligen, daß ich zur Bühne gehen darf.“

„Zu wa . . .?“

„Ich möchte Schauspieler werden — seit meinen Kinderjahren ist es mein sehnlichster Wunsch, halb nur zum Bewußtsein gelangt, aber er war immer da.“

Der Kommerzienrat war wieder aufgesprungen, hatte einen kleinen Polsterstuhl gepackt und ihn mit Gewalt auf den Boden gestampft: „Ja, da weiß ich wirklich nicht, soll ich einen Nachtrampf kriegen oder mit dem Knüttel dreinschlagen!“

„Es würde beides nichts helfen, Papa — ich bin ganz fest in meinem Entschluß. Rege dich nicht unnötig auf, gib dir die Mühe, etwas darüber nachzudenken, und du wirst dir selbst sagen, daß es so gleich ist, welchen Stand man wählt, wenn man darin nur etwas leistet.“

„Sehr weise, mein Sohn! Aber wer hat dich zur

Juristerei gedrängt? Ich etwa? Es war ja wohl das Natürliche, daß du hier mein Nachfolger wurdest. Das war mein Wunsch. Ich habe deinen Widerwillen gegen das „Krämertum“ respektiert, ich ließ dich auf deinen Wunsch Jurist werden, und nun frage ich dich, was du in diesem selbstgewählten Stande bisher geleistet hast und zu leisten willens bist? Ein markloser Geselle bist du, warst es und wirst es bleiben!“

„Marklos in deinem Sinn, ja, das gebe ich zu! Aber dieser Mangel hat mich eben auf die neue Bahn gelenkt. Nicht daß ein Künstler marklos sein darf, nur qualitativ ist das Mark ein anderes. Sonst — glaube nur, an Energie darf es heute keinem Künstler gebrechen, der etwas erreichen will, und diese Art von Energie, die in ganz andere Bahnen ausströmt, die werde ich besitzen. Ich habe unnötig viel Zeit verloren, aber ich bin ja noch jung, ich werde im Sturm nachholen.“

„Bist du mit dem festen Plan hier auf Ferien gekommen?“

„Ich habe das ganze letzte Jahr kaum noch ein Kolleg gehört, Papa; ich sah nur über meinen Kollen, und die Abende verbrachte ich im Theater.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Der Mensch ist eine Pflanze; jeder, auch der schlechteste, hat irgendwo eine Stelle, wo seine Blüte sitzt; diese Blüte ist das Herz des Menschen.

Gannertrids der italienischen „Posttelegrafici.“

Bekanntlich spielen die italienischen Kleinbeamten trotz ihrer eiblichen Zugehörigkeit zur Staatsmaschine die Hauptrolle beim Zustandekommen aller bedrohlicheren Streiks und sonstigen gegen die Behörden gerichteten Tumulte. Ihre weitverzweigten Verbände geben auch den bürgerlichen Oppositionsparteien Gelegenheit, erfolgreich ihre eigene Sache mit denen der Beamenschaft gemeinsam zu verfechten. Dies geschah hauptsächlich beim letzten großen Generalstreik der Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamten, der tagelang das ganze Verkehrsleben im Lande stoden machte. Da er gerade kurz vor dem Ausbruch des Krieges zustande kam und die Republikaner der Beamenschaft bei ihrem löblichen Vorhaben große Dienste geleistet haben, so wollte es das Verhängnis, daß ein großer Teil der Beamenschaft sich den Republikanern zu Danke verpflichtet fühlte und schon aus innerpolitischen Gründen von vornherein mit ihnen auf Frankreichs Seite übertrat. Bei den Posttelegraphenbeamten war dies um so weniger verwunderlich, als das meiste Geld, das alljährlich durch ihre Hände rollt, aus dem Ausland kommt und so die Versuchung groß gewesen sein mochte, den Angeboten des Bierverbands, einen ansehnlichen Teil solcher Goldstücke in Italien zu verteilen, nachzugeben. In Italien selbst ist Goldgeld so knapp, daß der Empfänger von der Post fast ausschließlich französische, Schweizer usw. 10- bis 20-Frankenstücke ausgezahlt erhält, während sich darunter nur sehr selten ein italienisches Goldstück befindet. Oft traf ich in Italien, so schreibt uns ein Mitarbeiter, Landsleute, die sich nach guter deutscher Gewohnheit bei Einkassierung größerer Beträge der Bequemlichkeit wegen Papier für Gold auszahlen ließen. Sie wußten nämlich nicht, obwohl sie sich sonst gründlich zur Reise vorbereitet hatten, daß Papiergeld geringeren Wert besitzt (vor 2 Jahren noch gab es beim Einwechseln von Goldgeld 2 Prozent). Obgleich nun jede vom Ausland kommende Geldsumme vor schriftsmäßig in Gold ausgezahlt werden muß, fragte der Schalterbeamte den Fremden jedoch vorher stets schlaun: „Vuole oro“ (Wollen Sie Gold?). „Nein“, antwortete der Unbefangene arglos, „geben Sie mir lieber Papier.“ Was sollte er sich auch die Tasche unnötigerweise mit Gold beschweren, dachte er, ohne zu überlegen, daß er bei der Einwechslung des Goldes auf der Bank zu jedem Tausendlirechein 20 Lire Aufgeld erhalten hätte. Diese Differenz nun vermochte der italienische Postbeamte bequem der eigenen

Tasche zuzuführen, indem er über die Namensunterschrift „ricevuto in oro“ (in Gold erhalten) setzte. Kein Wunder, daß die darauf ausgehenden Beamten ein recht schiefes Gesicht zogen, sobald der Empfänger auf Gold bestand. Häufig suchten sie dann vorzugeben, kein Gold in der Kasse zu haben, „man müsse bis zum nächsten Tag warten usw.“, zumal, wenn sie merkten, daß der Abholer es eilig hatte. Auf dem Lande erhält man sein Geld überhaupt kaum in Gold. „Non c'è!“ „Wenn Sie durchaus Gold haben wollen, muß ich es erst aus der Stadt schiden lassen.“ Weiß doch der Beamte, daß der Fremde dort meist nur auf der Durchreise weilt und gern die kleine Einbuße erduldet, um nicht den Eisenbahnanschluß zu veräumen. Für ihn aber machen die vielen Weng ein Viel.

Bei einer Beamtschaft, die bereits in normalen Zeiten betrügerische Triebe nährten half, wird man sich leicht vorstellen können, zu welchen Mißständen solche Gewohnheiten im Krieg führen müssen, wenn die teuren Lebenspreise und schlechten Gehälter die methodisch angezüchteten Begierden zum äußersten steigern. Die Veruntreuungen in Genua, bei denen die Postbeamten saures Spargeld, das die in Amerika Arbeitenden ihren armen Landsleuten in die Heimat sandten, sich nicht zu unterschlagen scheuten, dürften nur vereinzelt in die Öffentlichkeit gelangenden Fälle bilden. Denn ist die Behörde schon in Friedenszeiten ängstlich bemüht, die Unregelmäßigkeiten der Beamten zu verheimlichen, so wird sie jetzt doppelt peinlich Skandalgeschichten nach außen hin zu unterdrücken suchen. Infolge des Wirrwarrs, der bei allen außerordentlichen Anlässen im italienischen Betriebsleben zu entstehen pflegt, ist es heute nicht abzusehen, wie weit die italienische Beamtschaft sich an den Gütern des Volkes im großen und kleinen bereichert, ohne daß es an die große Glocke kommt. Jedem, der längere Zeit dort lebte, werden besonders mit der Post die seltsamsten Wunderdinge begegnet sein. Ich erinnere mich, wie vor einigen Jahren anlässlich einer diskreten Korrespondenz, die ich zu einem kleinen Ortchen unterhielt, sämtliche Briefe mit den Spuren der Öffnung, die der neugierige Beamte vollzogen hatte, an den Empfänger gelangten. Keine Beschwerde führte mich zum Ziel, obwohl der Ortsbeamte nachdrücklichst als der Übeltäter gekennzeichnet war. Auch die Einschreibung der Sendungen vermochte den Unfug nicht abzustellen, vielmehr erlitten sogar Eilbriefe die zur bequemen Öffnung nötige Verzögerung. Ein anderes Mal blieben um die Osterzeit in Rom zwei an mich gerichtete Postanweisungen 10 Tage lang liegen, die, obwohl ich wußte, daß sie eingetroffen sein mußten, keine Reklamation bei der Direktion in meine Hände führte. Nichts als Enttäuschung über meine Partnäckigkeit! Als ich dann schließlich durch den Stempel des Eingangs den Direktor von der Verzögerung an Ort und Stelle überzeugte, meinte er ganz gelassen: „Ma ché, was wollen Sie noch, jetzt haben Sie es ja doch!“ Ein Italiener aber, den ich um die Lösung dieses Rätsels bat, erklärte mir ganz einfach: „Già, der Beamte wird es zum Fest selbst gebraucht haben!“ Man kennt sich eben. Diese Erlebnisse könnte ich noch durch unzählige ähnliche ergänzen. Nur ein hübsches Geschichtchen sei noch berichtet, das einem geistesgegenwärtigen Landsmann passierte, als er sich am Eisenbahnschalter ein Billett löste. Es kostete 2 Lire, und er gab dem Beamten ein 5-Lirestück zum Wechseln, aus dem dieser nur 1 Lire zurückzahlte. „Ich gab Ihnen doch 4 Lire!“ rief schnell mein Landsmann. „Rein, 5!“ antwortete der Beamte in seiner Verwirrung ebenso schnell. Er war also glatt auf den Trick des Deutschen hineingefallen, indem er offenbarte, wie gut er den Betrag, der in die Kasse gelangte, kannte. Mein Landsmann indessen strich das Geld mit schweigsamem Lächeln ein. Er wußte nur zu gut, daß in Italien ein „Gentiluomo“ von gewissen Dingen kein Aufhebens machen darf, ohne den Eindruck des Barbaren hervorzurufen.

wie gar keine Fremden mehr in Venedig. Der Anblick der früher von Vergnügungs- und Kunstreisenden aller Länder lebhaft bevölkerten Plätze ist wie ausgewechselt. Von den einst so besuchten Palästen, an den Anlegeplätzen der Gondeln, überall ist der Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt zu bemerken. Die Akademie der Schönen Künste, die einst so viele Reisende an sich zog, ist jetzt gesperret. Die wertvollen Gemälde wurden sämtlich nach Florenz verbracht. Alles, was irgendwie von Wert ist, wurde nach Möglichkeit verborgen. So ist Venedig heute für den Beschauer seines größten Schmuckes beraubt. Auf den Lagunen ist der Verkehr der Vergnügungsgondeln und Motorboote völlig ins Stocken geraten. Bei Nacht bietet Venedig denselben Anblick wie alle Städte Italiens, die in der Kriegszone liegen. Das Flakkommando hat den folgenden Befehl ausgegeben: „Von 7 Uhr abends an muß in allen Teilen der Stadt und der Umgebung vollkommene Dunkelheit herrschen. Wer dieser Vorschrift nicht aufs äußerste nachkommt, wird streng bestraft.“ Sowie der Abend herabsinkt, muß alles, Straßen, Plätze, Lagunen und Kanäle, in durch nichts unterbrochene Dunkelheit getaucht sein. Dann bietet sich ein Gegensatz von festsamer Wirkung dar: in den Kaffee- und Gasthäusern, deren Fenster dicht verhängt sind, ist alles wie üblich erleuchtet; tritt man aber — durch drei bis vier Reihen dicker Stoffvorhänge, die vor der Tür angebracht sind — auf die Straße, so findet man sich mit einem Schlage in stockdunkler Nacht. Die Männer und Frauen irren wie düstere, gleitende Schattenfiguren umher. Nur alle 200 Meter deutet eine etwas hellerer Punkt eine verschleierte, in einem verborgenen Winkel stehende trübe Gaslaterne an. In dieser feldsam anmutenden Finsternis wirkt der Schimmer der Sterne und der bleiche Schein des Mondes doppelt so stark als gewöhnlich. Jitternd spiegelt die Mondscheibe sich auf den stillen Wassern der vereinsamten Kanäle. Es gibt weder die einst so beliebten Sitenaben mit Mandolinengezirpe und alten Liedern auf dem Canale Grande, noch sonst Musik oder vernünftbarere Laute. Nur selten unterbricht der charakteristische Ruf eines Gondelführers vorsichtig und gedämpft die todesartige Stille, die über der Stadt ausgebreitet ist.“

Treue um Treue. Das stimmungsvolle Gedicht ist, wie die Mitteilungen des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ berichten, unlängst aus Brasilien als Begleitwort mit einer Liebesgabe für Kriegerwitwen und -Waisen in Stuttgart eingetroffen:

Der Heimat fern in Deutschlands schwerster Zeit!
Ach, daß kein Sturmwind uns nach Hause trägt,
Daß uns die Sehnsucht nicht die Flügel leiht! —
Die Meere sperrt des Briten Wachsamkeit,
Der vor die Häfen seine Kreuger legt.
Wir müssen bleiben, ist's uns auch noch so leid.

Der Heimat fern in Deutschlands größter Zeit!
Wir bleiben klein, da sich zum Höchsten hebt
Des Stammvolks Kraft, zum Außersten bereit,
Zu opfern Gut und Blut im heiligen Streit.
Da glutheiß durch Millionen Herzen bebt
Ein Wille: Sieg in deutscher Einigkeit.

Der Heimat fern in Deutschlands Drangsalzeit!
Und doch auch nah, ihr Brüder in der Behr,
Ihr Helden ohne Furcht, dem Tod geweiht,
Ihr Kämpfer in dem blutbefleckten Kleid,
Ihr Witwen, Waisen — nehmt von überm Meer
Das Liebeszeichen unserer Dankbarkeit.

Die Widmung stammt von einem schwäbischen Landsmann, Dr. Aldinger in Hammonia, der als Pfarrer und Schulsinspektor sich seit bald einem Jahrzehnt die größten Verdienste um das Deutschtum in Südamerika erworben hat. Die beiden letzten Zeilen — „Nehmt von überm Meer das Liebeszeichen unserer Dankbarkeit“ — haben einen besonderen Sinn, denn die Liebesgabe kam aus dem Bezirk Blumenau, der vor einigen Jahren schwer unter Wassernot zu leiden hatte und damals Hilfe aus der alten Heimat — unter Mitwirkung des Reichskanzlers — erfahren durfte. Wer hätte gedacht, daß die schwer geschädigten Volksgenossen drüben so bald in die Lage kämen, ein „Liebeszeichen ihrer Dankbarkeit“ im Reich anbringen zu können. Es soll ihnen unvergessen bleiben.



Aus der Kriegszeit.

Venedig im Kriegsleid. Über die Veränderung, die das früher so lebensfrohe, strahlende Venedig infolge des Krieges durchgemacht hat, schreibt der Italien-Berichterstatte des „Journal des Débats“ seinem Blatte: „Es gibt so gut



Neues vom Büchermarkt.



Romane, Novellen.

* „Peter Moors Fahrt nach Südwest.“ Ein Feldzugsbericht von Gustav Frenssen. Schulausgabe mit einer Einführung und Anmerkungen von Heinrich Brinker, Direktor der Luisen-Gymnasiums in Berlin-Tempelhof. Mit 2 Karten und 11 Abbildungen. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) Wer nicht nur aus temperamentvollen Entwürfsartikeln sein Wissen über die Entwicklung des Unterrichts in unseren höheren Schulen schöpft, sondern die Wirklichkeit betrachtet, der wird doch finden, daß allmählich recht viel von dem Besten unseres zeitgenössischen Schrifttums zur Vertiefung und Belebung jenes Unterrichts fruchtbar gemacht worden ist, viel mehr jedenfalls als jene wohlmeinenden Ankläger glauben. Kaum ein anderes in unseren Tagen entstandenes Werk künstlerischer Prosa aber eignet sich besser zu begeisternder Jugendbelehrung als Frenssens herrliches Kriegsbuch aus Deutsch-Südwest. Es bedeutet diese Neuausgabe mit all ihren schätzenswerten Beigaben ein entschiedenes Verdienst der Verlagsbuchhandlung und des kundigen Herausgebers, der eine treffliche Biographie des Dichters, die Geschichte der Kämpfe im Südwest und erklärende Anmerkungen in Fülle beisteuerte. Die so gründliche und sorgfältige Arbeit wird sich lohnen; Lehrer und Schüler werden sich freuen, an dieser schönen Aufgabe Verständnis und Kräfte zu erproben. Wenn dafür allerlei staubtrockenes Material aus veraltetem Bestande beseitigt werden müßte, um so besser. Sinein ins frische, flutende Leben der Gegenwart, so neuen Zielen soll auch dieses Buch dienen.

* Maria Janitschek: „Die Sterne des Herrn Gzelin.“ Roman. (Leipzig, Verlag von W. Eitner Nachfolger.) Unmenschliche Härte und Grausamkeit sind die hervorstechendsten Charakterzüge, die der Geschichtsschreiber uns von Gzelino da Romano, wie sein voller Name lautet, überliefert. Maria Janitschek unternimmt es in ihrem neuesten Werke, uns jenen selbstamen Helden, den treuesten Freund Friedrichs des Großen in Italien, menschlich näher zu bringen, seine durch ehrene Schicksalschläge bedingte Entwicklung zum „wilben, troigen Sturmgeist“ mit dichterischer Hingabe sachlich zu gestalten. Mit glänzender Geschichtskennntnis und glühender Sprachkraft schildert sie die wirren Zustände bei Beginn des 18. Jahrhunderts. Der Überfall der Burg Rungolos zum Beispiel oder Gzelins Tod sind Szenen, die in ihrer packenden, dramatischen Knappheit unvergesslich bleiben. Der dämonische Charakter der Mutter des „finsternen Tyrannen“ und besonders die Gestalt Gzelins selbst sind hervorragend gezeichnet. Nicht nur die astrologischen Neigungen erinnern an einen Großherren, an Wallenstein. Jedem Freund und Feind geschriebener, dramatisch bewegter Romane wird dieses Buch, das keinen toten Punkt besitzt, einige interessante Stunden bereiten.

* „Ruhm.“ Ein Novellenroman um Friedrich den Großen von Ernst Schubert. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) In 14 novellistischen Einzelbildern versucht der Verfasser Friedrichs des Großen Epoche nachfühlend darzustellen, einzelne werden zur abgeschlossenen Erzählung, in der ein Einzelschicksal uns beschäftigt, andere skizzieren nur die Leit-motive eines großen Geschehens. Die ersten Stücke aus der Kronprinzenzeit wären besser weggeblieben, sie werden dem tragischen Konflikt dieser trüben Augenzeit kaum gerecht, dafür findet man später in kriegerischen Szenen oder sein aus-geführten Genrebildern des Rokoko viel Ansprechendes. Als Probe einer starken, wenn auch noch nicht ganz ausgereiften Begabung verdienen diese Novellen Beachtung.

* „Glücksritter.“ Zwei Novellen von Julius Gavenman n. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) In der stacheligen Schale eines traurigen, barocken, Sonderbaren und Seltsamen, bisweilen bis zur Befremdung häufenden Humors bietet uns der Dichter sehr ernsthafte Lebensweisheit an und echte Menschlichkeit. Oft scheint er sein loses Spiel mit den Dingen zu treiben, die Freude an dem bunten Wirbel der Erscheinungen zum Selbstzweck zu erheben, immer wieder aber leuchtet jenes tiefe innere Mitfühlen und Verstehen durch, wie es den großen weltkundigen Humoristen von Jean Pauls und Raabes Art zu eigen war. In solchem Sinne will das Büchlein aufgefakt und genossen sein.

* „Am toten See.“ Kriminal-Roman von Robert Rohlf. (Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.) Alle Auf-forderungen, die gewöhnlich an einen „besseren“ Kriminal-Roman gestellt werden, sind in diesem Büchlein erfüllt. Der Gang der Handlung ist, wie gewöhnlich in solchen Romanen: Mord unter rätselhaften Umständen. Polizei auf der falschen Fährte. Verdächtigung einer Unschuldigen — in diesem Falle der Witwe des Ermordeten. Ein Privatmann — hier der Bruder des Ermordeten — beginnt die Untersuchung auf eigene Faust und entlarvt auch schließlich, durch einen glücklichen Zufall begünstigt, den Mörder. Als Zugabe fließt der Ver-fasser noch einen kleinen Liebesroman zwischen dem Bruder und der Witwe des Ermordeten in die Handlung ein und er-

reicht damit eine gewisse Hebung der Spannung. Die zweite Auflage des Buches beweist, daß das unterhaltende Werkchen eine gute Aufnahme im Leserkreise der Deutschen Kriminal-serie gefunden hat.

* „Das Federl am Sut.“ Roman von Hans Schrödt-Fiechtl. (Gretzlein u. Co., G. m. b. H., Leipzig.) Ein bayrischer Bauernroman von Kraft und Eigenart. Wie die derb gesunde Art der Landbevölkerung durch die Einflüsse städtischer Kultur sich innerlich umbildet, geistige Werte in sich aufnimmt, ohne doch sich selbst aufzugeben, wird hier mit einer gewissen freudigen Zuversicht dargestellt. Es sind Ge-stalten in dem Buch, deren frische Wirklichkeit man lieb-gewinnen kann, die nicht gedacht sind, sondern erschaut. Nur eine stilistische, neuerdings freilich recht beliebt gemordene Eigentümlichkeit stört etwas den reinen Genuß, die durch-gehende Anwendung des Präsenst zur Schilderung. Das wird hier zur Manier. Im übrigen verdient das Buch als gesunde, erquickliche Lektüre durchaus empfohlen zu werden.

* „Hodor von Jodelitz.“ Cap Trafalgar. Eines deutschen Gifskreuzers Glück und Ende. Mit vielen Illustrationen nach Photographien. (Stuttgart, J. Engel-horns Nachf.) Ein besonders anziehendes Buch hat hier der bekannte erfindungsreiche Romanchriftsteller in die Welt ge-fandt, Reiseschilderungen mit eingestreuten Dichtungen, die dann in ein gewaltiges Bild aus den Seidenklängen der deutschen Flotte ausmünden. Auf demselben Dampfer der Hamburg-Südamerika-Linie, der so bald nach Ausbruch des großen Krieges im Kampfe mit der englischen „Garmania“ ruhmvollen Untergang finden sollte, hat der Verfasser als Be-gleiter des Prinzen Heinrich die Reise nach Südamerika mit-gemacht. Mit geistreicher Lebendigkeit ist diese Fahrt ge-schildert, farbige und reizvolle Bilder ziehen an uns vorüber; ergreifend wirkt dann das Heldenlied des Schluskapitels. Auch die beigegebenen Illustrationen sind interessant.

* „Im Krug zum grünen Kranz.“ Roman von Viktor Fleischner. (Hr. Wilh. Grunow, Leipzig.) Der Titel dieses liebenswürdigen Kleinstadtromans erweckt schon ein ge-wisses väterliches Behagen, und das Buch selbst hält, was der Titel verspricht. Eine schlichte, anspruchslose, aber lebendige Erzählweise weicht den Leser auch für unscheinbare Dinge zu interessieren. Ernste Konflikte werden mit heiterem Optimismus vermieden, und wir wissen es von Anfang an, daß der blonde Gymnasialprofessor sich von der Krähwinkelerei seiner Umgebung nicht unterliegen lassen wird.

Biographien.

* „Moltke.“ Ein Lebensbild für das deutsche Volk von A. v. Janson. General der Infanterie a. D. (Sammlung „Männer und Völker.“) (Verlag Witten u. Co., Berlin.) Ein Mitkämpfer der großen Einigungskriege, der selbst noch als Schüler Moltkes dem Generalstabe angehörte, zeichnet hier mit sicherer Hand das Charakterbild des großen Strategen, dessen Geist noch heute in unserem Heere lebt. Das Mensch-liche tritt in dieser an die Allgemeinheit sich wendenden Skizze besonders hervor, die gewaltige geistige Bedeutung des Schlachtenlenkers wird klar und auch dem Laien verständlich im Lichte der großen Gegenwart dargestellt.

Ethik, Religion.

* „Durch welche Kräfte wird Deutschland siegen?“ Religiöse Vorträge von Gertrud Prellwitz. (Eugen Diederichs in Jena.) Mit gewaltiger Kraft und Ein-dringlichkeit reden diese Laienpredigten aus großer Zeit zu uns. Fünf Flugblätter des „St. Georgsbundes“ fassen zu-nächst die Regenerationsgedanken des Buches in monumentalen Säben zusammen, fünf Vorträge folgen, die vor einem Jahre zu Berlin gehalten wurden, ein begeistertes Bekenntnis zum deutschen Idealismus, eine Aufforderung zur inneren Er-neuerung des Volksgenies, die aus den tiefen Quellen jener deutschen Religiosität fließt, wie sie einst die Meister der deutschen Mystik lehrten. Wie die Verfasserin schon früher für diese freie „panentheistische“ Frömmigkeit wirkte, ist bekannt. Hier zeigt sich, wie diese Innerlichkeit zur tapferen Tat werden soll und kann.

Zeitschriftenchau.

* Das beliebte „Favorit-Moden-Album“ der Internationalen Schnittmanufaktur in Dresden ist für Herbst und Winter soeben erschienen. Es zeigt eine überraschend schöne und vielseitige Modenschau. Berücksichtigt sind neben reicheren, einfachen Formen, die dem Geist der Zeit entsprechen und ein preiswertes Nachschneiden gestatten. Außerdem ist soeben erschienen das „Favorit-Handarbeits-Album“ der Schnittmanufaktur Dresden. Wie man oft aus nichts etwas Gefälliges schaffen kann, das lehrt dieses Album; nach der anderen Seite vermittelt es den fleißigen Frauen-händen die reichsten, künstlerischen Ideen moderner Hand-arbeiten. Unsere Frauen können keinen besseren Berater finden als dieses mit Erklärungen moderner Technik reich ausgestattete Favorit-Handarbeits-Album.